

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Gilda [Fortsetzung]
Autor: Schaffner, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572221>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



— ❧ — Gilda. ❧ —

Novelle von **Jacob Schaffner**, Basel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

Und als Gilda an die Kirche kam und ein Seitenpfortchen offen sah, trat sie durch dieses ein, um des Himmels Segen für ihre Reise zu erflehen. Dem prächtigen Altar der Mutter Gottes wollte sie sich zuwenden — und fand ihre Mutter davor knieen. Als sie sich bang und zögernd an der andern Seite auf die breiten Stufen niederlassen wollte, verschuchte sie ein finsterner Seitenblick Giovannas. Da suchte sie im düstern Hintergrund der Kirche ihres Schutzpatrons, des heiligen Andreas allzeit freundliches Anlitz, klagte ihm unter bitterlichen Tränen ihr Leid und bat ihn um seinen Beistand und seine Fürbitte bei der heiligen Jungfrau. Und sie hatte dem guten Heiligen so viel zu vertrauen und zu erzählen, daß die heftig betende Giovanna vor Ungebuld ihren Rosenkranz zerriß. Mit einem lieblichen Geklingel hüpfen die befreiten Kugeln über die Altarstufen hinab, und der Schall pflanzte sich durch den miternächtigen stillen Raum als ein feines, silberhelles Gelächter fort. Aergerlich darüber, daß ihr in Gildas Gegenwart dies Mißgeschick begegnete, erhob sich Frau Giovanna, um nach ihrem Körbchen zu greifen und die Kirche zu verlassen. Weil sie aber einmal erregt war, stieß sie in ihrer Heftigkeit das Körbchen um, daß die goldigen Früchte gemächlich die Stufen hinabkollerten. Die Heiligen rings an den Wänden und Pfeilern reckten die Köpfe und lächelten, und ein heiteres Raunen säufelte durch die ernsten Hallen. Frau Giovanna stand betroffen; als sie aber Gilda nähertreten hörte, die glaubte, ihr beistehen zu müssen, raffte sie heftig ihr Kleid zusammen, ergriff das leere Körbchen und rauschte hinaus. Und immer noch lächelten die Heiligen einander an.

Gilda aber näherte sich mit scheuer Demut dem Altar, neigte sich vor dem Marienbild, nahm für den Knaben eine der Orangen an sich, neigte sich noch einmal, indem sie das Kreuz schlug und verließ dann langsam die Kirche. Bald darauf streckte einer seinen schwarzen Sünderkopf durch die Pforte. Es war der weinfelige Mesner, der wieder einmal seines Amtes vergessen hatte. Dann knarrten Schlüssel an den verschiedenen Türen, worauf sich endlich der Mann schweren Schrittes entfernte.

So wanderte denn Gilda mit ihrem Kind aus dem Tor der schlafenden Stadt. Sie hatte keinen Begleiter als den Mond und keinen Führer als ihre Sehnsucht. Der heilige Andreas war ihr Ritter.

Und als die Morgensonne über die Sabinerberge herabschaute, fand sie Blumen=Gilda im Begriff, im

Bahnhof von Mandela ein Billet zu lösen. Es war das erste Mal, daß Gilda so große Worte sprechen sollte. Befangen nannte sie eine Stadt der Nordschweiz als das Reiseziel, worauf ihr der Billeteur bedeutete, daß er ihr nur bis Rom dienen könne; dort solle sie dann das Weitere verlangen. Schüchtern nahm sie die Karte in Empfang, und als bald darauf der Zug vorfuhr, stieg sie mit ihrem Kind und ihrem bescheidenen Bündelchen ein, um sich still in einen Winkel zu setzen. Und herzlich froh war sie, daß sie in ihrem Abteil allein blieb. Nicht lange dauerte es, daß Serafino erwachte und alsogleich sein drolliges Wesen anfang, sodaß Gilda mit Spielen und Neckeln bald ihre Not vergaß.

Allerdings hoben ihre Bedrängnisse in Rom erst recht an. Das Hasten und Zagen verwirrte sie unendlich, und als sie schließlich, nach dem Schalter halb gewiesen und halb gestoßen, ihre Karte einlösen wollte, fand es sich, daß ihr Erspartes für eine solche Reise nicht ausreichte. Der Beamte, der das Billet schon abgestempelt hatte, brummte, Serafino weinte, andere Reisende drängten von hinten, sodaß Gilda endlich mit Tränen in den schönen Augen verzweiflungsvoll ihr ganzes Geld vor dem Mann ausbreitete, mit der Bitte, ihr eine Karte zu geben, soweit das Geld reiche.

Gildas Augen verfehlten denn auch bei dem mürrischen Beamten ihre Wirkung nicht. Freundlicher als vorhin zählte er das Geld, nahm sein Kursbuch zur Hand und überreichte ihr endlich ein Billet nach einer näher gelegenen Stadt.

„Fünf Lire bleiben übrig,“ sagte er dann. „Sie müssen doch auch gegessen haben!“

Wie sie die Sachen in Empfang nahm, auf den Perron hinaustrat und den Zug bestieg: das geschah alles mit derselben Traumhaftigkeit. Und sie hatte die ewige Stadt schon weit hinter sich, als sie aus ihrer Betäubung alsgemach wieder zu sich kam und schüchtern begann, die Mitreisenden zu betrachten. Dann und wann richtete auch einer ein paar freundliche Worte an sie oder fragte sie nach ihrem Reiseziel; da sie aber scheue und spärliche Antworten ab, ließ man das Gespräch bald wieder fallen.

In Montepescoli stieg ein blasser junger Mann ein und ließ sich ihr gegenüber nieder. Er hatte große, schwärmerische Augen, die er nicht mehr von Gildas Gesicht zu wenden vermochte, sobald er es erblickt hatte. Um seinen Mund zuckte es hin und wieder, je und je öffnete er ihn zum Sprechen, nie aber wagte er es, das

schöne Geschöpf anzureden. Sein sonderbares Gebaren gereichte aber dem verführtesten Mädchen zu vermehrter Verwirrung, und sie war froh, als der Jüngling vor Bija endlich den Zug verließ.

War hier der Wagen auf einmal leer geworden, so füllte er sich ebenso plötzlich wieder. Zwitscherndes Gewögel kam hereingeflattert und ließ sich rings um das einsame Mädchen nieder. Es waren die lieblichen Pflöge eines schweizerischen Damenpensionates, die sich unter Führung ihrer lebensfrohen Vorsteherin auf einer Italien-Reise befanden, gestern den schiefen Turm bewundert hatten und heute Genua zu besuchen gedachten. Nicht sobald aber hatten sie den muntern Serafino in seinen Hüllen entdeckt, als sie auch in allen Sprachen über die schöne Mutter herschwirrten, bis diese ihnen den Knaben zum Herzen und Schmeicheln lächelnd überließ. Serafino schien sich ganz wohl zu befinden in so lieblicher Gesellschaft und ließ nicht selten zum Entzücken der jungen Damen sein herzhaftes „Gäh“ vernehmen. Und als er erst anfang zu gaukeln und zu krähen, war jede einzelne der Damen überzeugt, daß der Knabe von allem, was sie in Italien bisher gesehen hatten, das Artigste sei. Sie überschwemmten ihn mit Küssen und seine Mutter mit Schmeicheleien und Bonbons für den Knaben, und es tat allen leid, als mit dem Auftauchen der Türme von Genua die Trennungskunde schlug. Als die Mädchen den Wagen verlassen hatten, hielt Gilda ein Duzend zierlicher Visitenkärtchen in der Hand, die ihr, jedes einzelne mit der ernstgemeinten Aufforderung zu einem Besuch, eingehändig worden waren. Die gut-herzigen Mädchen glaubten in Gilda eine sehr wohl bestallte junge Frau vor sich zu sehen, die sich gleich ihnen auf einer Vergnügungsreise befinde. —

Mehr Scharfblick bezeugte eine ältere Frau, die von Pavia aus Gildas Reisegefährtin wurde. Diese hatte bald genug die wahren Verhältnisse erkundet, und nur, um dem dürrstig versehenen Mädchen von ihrem Ueberfluß mitteilen zu können, nahm sie ihren Proviant hervor und begann zu essen, wobei sie Gilda in freundlicher Weise zum Mithalten nötigte. Sie ließ es auch an diesem und jenem guten Rat nicht fehlen und zeigte sich vollends befriedigt, als sie auf ihre Frage vernahm, daß der heilige Andreas der schönen Reisenden Nothelfer sei. Sie vermochte der jungen Freundin, die Gilda ihr rasch geworden war, an vielen Beispielen zu dokumentieren, daß dieser Heilige eine untrügliche Zuflucht in allen Nöten sei.

Von Mailand an — es war Nacht — befand sich Gilda mit zwei österreichischen Handwerksburschen allein in ihrer Abteilung. Diese hatten Mittel- und Oberitalien bereist und diskutierten nun eifrig die weitem Stationen ihrer Rundreise, die sie durch die Schweiz, durch Frankreich, Deutschland, Dänemark, Schweden und Rußland nach vier Jahren in ihre Heimat zurückführen sollte. Und nachdem sie sich über die nächsten Schritte geeinigt hatten, fannen sie schweigend eine gute Zeit vor sich hin.

Dann begann der eine leise zu singen, und alsobald gesellte sich auch der andere ihm bei. Sie sangen ein Heimatlied. Wie Glockenläuten, Trennungsleid und Wanderlust klang die Weise, und aus den Jodeln ragten die heimischen sonnenhellen Bergspitzen hervor.

Und wieder nach einer Weile stimmte der andere ein deutsches Volkslied an: die Mär von dem Wanderburschen, der, in die Heimat zurückgekehrt, sein Lieb als das Weib eines andern vorfindet und seinen Stab wieder wendet, um in die Welt hinauszumwandern, bis der Tod sein Auge bricht.

Wenn Gilda auch die Sprache nicht verstand, so ward ihr doch das Herz schwer, weil sie aus der traurigen Weise den Sinn des Liedes ahnte. Und als sie eine Zeit lang über das Volk nachgedenken hatte, das solche Lieder singt und in dessen Mitte sich ihr Michelangelo befand, erhoben die beiden Jünglinge zum dritten Mal ihre Stimme. Sie sangen das Lied vom toten Liebchen, von seinen geschlossenen Augen, vom geschlossenen Sarg und vom geschlossenen Grab, und Gilda zitterte das Herz unter den wehmütigen Trauerklängen. Die Burschen hatten sie mit ihren Liebern schwermütig gemacht.

Nachdem sie geendigt, sagten sie einander Gutenacht und streckten sich auf die Bänke aus, um zu schlafen, wobei ihnen das Känzel zum Kopfkissen diente. Gilda jedoch konnte sich nicht helfen: sie mußte weinen. Das Gefühl ihrer Einsamkeit sank mit nächtiger Dämmerung auf sie herab. Hinter ihr ging die Sonne ihres Vaterlandes unter, und über dem Land, dahin sie wanderte, lag finstere Nacht. Auch kein Sternlein verriet ihr Trost oder kündete ihr Glück, und darum mußte sie weinen.

Es war ihr auch keineswegs eine Tröstung, als sie nach Mitternacht hilflos und ratlos in den Gassen einer fremden Stadt herumirrte. Ein Wächter erbarmte sich ihrer endlich; denn er hatte selbst Weib und Kind. Er führte sie, als er gerade abgelöst ward, nach der Wachtstube, wo ihr die Männer zu essen vorsezten und ihr dann aus ihren eigenen Decken ein weiches Lager bereiteten.

Am andern Morgen nahm sie den Rest des Weges etwas mutiger unter die Füße. Und mit dem Wandern erwachte eine heiße Sehnsucht in ihrem Busen, die sie mit unerklärlicher Macht vorwärts trieb und sie weder ruhen noch rasten ließ. Sie gönnte sich kaum die Zeit, etwas zu essen. Nur vorwärts, vorwärts drängte es sie. Todmüde langte sie in der Nacht am Fuß des Gotthard an. Ihre Mittel reichten aber schon lange nicht mehr aus, ihr die Türe auch des bescheidensten Gasthauses zu öffnen, und drüben, jenseits des Berges, jenseits des Tunnels war das Land, wo Michelangelo, der einzige Freund auf der weiten Erde weilte. —

— Und sie hat es trotz der wachsamten Augen des Streckenwärters fertig gebracht. Wie ein Schatten war ihre Gestalt in der finstern Oeffnung des Tunnels verschwunden, während draußen mit vollem Glanz das Mondlicht die schlafenden Täler und Klüfte füllte.

Zweimal war es mit Lichtern und Funken dahergebraust, hatte die Schattenfetzen schnaubend vor sich her gejagt und links und rechts an die Felswände geschleudert; zweimal hatten die Felsen gedöhnt vom Rollen und Rasteln der Räder, hatte sich Gilda mit ihrem Kind zitternd zur Erde geworfen und eng an die Felswand geschmiegt, und zweimal hatte sie endlich die fliehenden Lichter der hintersten Wagen in der Finsternis entschwinden sehen.

Und als ihr endlich ein frischer Luftstrom das Ende des Tunnels kündete und sie in der Erwartung, die deutschen Lande im Mondenzauber zu ihren Füßen ge-

lagert zu sehen, aus dem Berg heraustrat, schlugen ihr die mit Regen und Hagel untermischten Peitschenhiebe eines deutschen Wettersturmes ins Gesicht und trieben sie mit Entsetzen und Frostschauern in die schwarze Höhle zurück. Dort kauerte die enttäuschte Wanderin angstvoll am Boden nieder, indessen draußen Schlag auf Schlag die Donnerkeile durch die heulenden Lüfte rasselten, der fahle Schein bis tief in das Berginnere die blanken Schienen und das glitzernde Gestein überflog und im Osten über der einsamen Bergwelt bleich der Morgen zu grauen begann.

Drittes Kapitel.

In der Heiligen-Vorstadt errichtete die Eschersche Firma einen Prachtbau. Wie der Palast so aus seinen mächtigen Gewölben heraus mit Giebeln und Türmen gen Himmel strebte, verkörperte er einen einzigen, geistreichen Gedanken sichtbar in Granit und Eisen. Wer vorbeiging, blieb bewundernd davor stehen, und wer davon hörte, lenkte seine Schritte dahin, um seine Erwartungen von der Wirklichkeit noch übertroffen zu finden. Von Pflasterbuben, Handlangern und Maurergesellen wimmelte es im Kellergelaß, in den Gängen und in den unfertigen Sälen. Ununterbrochen stiegen die gefüllten Pflasterkübel hier hinauf, um dort ebenso endlos leer zurückzukommen. Hier schwankten Balken und Bretter an Seilen in der Luft, dort schwebte ein gewaltiger Steinblock über den Köpfen der Untenstehenden. Und zusehends wuchs der schöne Bau der erfreulichen Vollendung entgegen.

Am schönsten Teil der Vorderfassade, an einem kunstreichen Erker, arbeiteten zwei junge Männer mit hingebendem Eifer. Ihre ganze Seele war bei der Arbeit, und wenn sie je einige Worte wechselten, so handelte es sich immer um die Ausführung ihrer Aufgabe. Jeder prüfte und maß und fügte an seinem Ort mit der zutrauerweckenden Sicherheit eines Meisters, und wenn sie miteinander einen Bogen wölbten, so taten

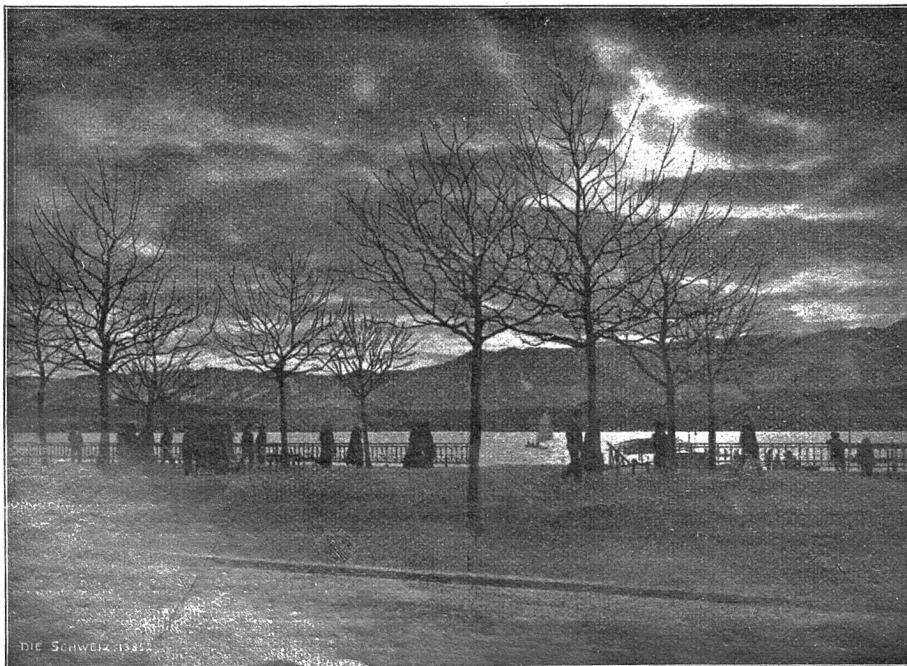
sie dies immer mit dem Bewußtsein, ein Werk für Jahrhunderte zu verrichten.

Die beiden jungen Männer waren Brüder, Matteo, der ältere, war eine wohlgebaute, breitschultrige, kraftvolle Gestalt mit einem ausdrucksvollen Kopf. Sein Gesicht zeigte freie, offene Züge, in denen neben viel Energie und Intelligenz eine unverbrüchliche Ehrlichkeit zu erkennen war. Michelangelo hieß der Jüngere. Er war größer und schlanker als sein Bruder und trug auch den Kopf um ein Bedeutendes höher als dieser. Seine männlich schönen, scharfgeschnittenen Züge verrieten einen durchdringenden Verstand; von hochfliegenden Plänen leuchtete seine zurückgewölbte Stirne; sein Mund war für schöne Reden geschaffen, und aus seinen Augen strahlte neben viel Siegesgewißheit unendliche Schwärmerei. Michelangelo war ein sehr schöner und für Frauen sehr gefährlicher Mann. Seines Bruders Erscheinung aber erweckte bei Männern das unbedingtere Zutrauen. Matteo trug einen starken, schwarzen Schnurrbart. Michelangelo pflegte zur wirksamen Unterstützung seiner Schönheit ein weiches, krauses Vollbärtchen.

Zu Füßen des Brüderpaares lag im Abendsonnenglanz mit Giebeln, Zinnen, Dächern und Türmen das Häufergewirr der Stadt ausgebreitet, und der geräuschvolle Atem tausendfältiger Menschengeschäftigkeit drang zu ihnen herauf. Ueber dem fernen Gebirgszug leuchtete freudig das Sonnenhaupt, und weil es sich zum Abschiednehmen anordnete, begannen in Stadt und Dorf im ganzen Land herum die Glocken zu läuten. Es verstummte das werktätige Geräusch. Die Menschen traten aus ihren Werkstätten, um der Scheidenden noch einen freundlichen Blick zuzuwenden. Und unter den feierlichen Glockenklängen stieg mit seinen traulichen Lichtern lächelnd der Feierabend ins Land herein.

Auch die Brüder ließen ihre Werkzeuge sinken und erhoben die Augen zum scheidenden Gestirn. Dann reichten sie sich die Hände mit einem milden Leuchten in den Blicken, und während die Abendglocken allmählich ausklangen, stiegen sie von ihrem hohen Gerüst herab, um als die letzten den Bauplatz zu verlassen.

Sie unterschieden sich in ihrer äußern Lebensweise um nichts von ihren Landsleuten. Wie diese, kauften auch sie auf dem Heimweg den bescheidenen Bedarf an Lebensmitteln für den folgenden Tag ein und schämten sich ebenso wenig als diese, mit einem Laib Weißbrot unter dem Arm sich unter den Leuten zu bewegen. Sie verleugneten weder in ihrem Fleiß noch in ihrer Bedürfnislosigkeit ihre Zugehörigkeit. Ihr Wohnraum jedoch zeichnete sich vor denjenigen ihrer Genossen auf das angenehmste aus; denn sie hatten eine reinliche, gut ausgestattete Stube miteinander inne, und was darin zumeist auffallen mußte,



Am Utoquai in Zürich. Photographische Studie von Anton Krenn, Zürich.

war ein mit allerlei Werken wohlversehenes Büchergestell. Da fehlte nichts, was irgendwie in ihr Fach einschlug, von der einfachsten Rechenlehre bis zur fein ausgestatteten Kunstgeschichte hinauf, und eine gediegene Fachzeitung hatte die Aufgabe, sie über die Errungenschaften der Neuzeit stets auf dem Laufenden zu erhalten.

Die Brüder kümmerten sich nicht um hohe Politik, und an das soziale Elend glaubten sie nicht. Sie waren fleißig, tüchtig, strebsam und genügsam. So schien es ihnen, als hätten sie an ihrem Teil die soziale Frage auf das beste gelöst, und sie vermochten nicht zu begreifen, daß ihre Kollegen unter den gleichen Bedingungen so ungleich schlechter lebten und so viel Anlaß zu Klagen und zur Unzufriedenheit fanden.

Als die Brüder nach Hause gekommen waren, reinigten sie sich vorerst vom Arbeitsstaub. Alsdann nahmen sie ein einfaches Abendessen zu sich, um endlich an die gewohnten abendlichen Beschäftigungen zu gehen, die sie genau nach einem Stundenplan regelten, der an der Wand zwischen allerlei Tabellen und Plänen hing.

Sie hatten sich ihre Zukunft klar und fest vorgezeichnet. Sie beabsichtigten, dereinst miteinander ein Baugeschäft zu gründen, das sich an Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit mit den ersten des Landes dürfte messen können und das sich selbst vor den glänzenden Namen der Vergangenheit nicht sollte verstecken müssen. Diesem Ideal widmeten sie jede Stunde des Tages und der Nacht und opferten sie ihren gesamten Verdienst. Sie waren Privatschüler der berühmtesten Lehrer und erfolgreiche Rivalen der eingebornen Bürgersöhne. Ihrem begeisterten Vorwärtsdringen schien nichts unerreichbar zu sein. Und in den seltenen Mußestunden malten sich die Brüder ihre Zukunft nicht zu bescheiden aus, wobei Michelangelos Pläne diejenigen seines Bruders jedoch an Kühnheit immer noch weit übertrafen. Eine so riesenhafte Arbeitskraft aber lebte in ihnen, daß sie sich selbst das Größte zumuteten und das Unerreichte dereinst zu leisten willens waren.

Die Brüder wohnten bei einer jungen, schönen Witwe, die beide junge Männer in gleichem Maß zu immer neuen Leistungen begeisterte und um deren Gunst sich beide mit der gleichen stillen Beharrlichkeit bemühten. Frau Zbuna war auch beiden in der gleichen Weise herzlich zugetan. Michelangelos Feurigkeit war ihr gleich lieb wie Matteo's ernste Biederkeit. Sie hätte am liebsten beide zu einem Mann vereinigt und diesen dann sofort geheiratet. Weil das aber nicht zu bewerkstelligen war, stellte sie die Entscheidung dem Schicksal anheim.

Als die Uhr auf dem Kaminsims acht Uhr schlug,



Am Zürichsee bei Rapperswil. Photographische Studie von Anton Kreun, Zürich.

schloß Matteo das Heft und sagte zu seinem, über eine Rechnung gebeugten Bruder:

„Acht bis neun Uhr: Planieren!“

Da tat Michelangelo gleich Matteo, und beide holten die Reißbretter herbei, um die angefangenen Zeichnungen wieder um einige Striche zu fördern.

Da klopfte es an die Türe, und auf Matteo's „Herein!“ trat Zbuna in die Stube, um wie alle Abende um diese Zeit die gehäkelten Ueberdecken von den Betten zu nehmen und zusammenzufalten und um ein Weniges mit den emsigen Brüdern zu plaudern.

Zbuna war eine große, herrlich gewachsene Erscheinung. Sie besaß eine lockige Fülle tiefschwarzen Haares, und von diesem sowohl als auch von den großen schwarzen Augen stach das zartweiße Gesicht mit den blühenden Wangen auf das lieblichste ab. Ihr Mund aber war der Mund der heiligen Mutter Gottes. So behauptete wenigstens Michelangelo, und Matteo mußte an diesem Vergleich nichts aussetzen.

Als Zbuna bescheiden in das Zimmer trat, schauten beide Männer zugleich nach ihr auf, und vier glänzende Augen hießen sie willkommen, noch ehe sie den Mund zum Gruß geöffnet hatte. —

Nun aber hatte Zbuna eine Neuigkeit.

„Wissen Sie es schon,“ fragte sie während ihrer Arbeit die Jünglinge, „daß der Parlier Kaiser heute verunglückt ist?“

Und als beide erstaunt verneinten, erzählte sie ihnen, was das Gerücht sagte. Ein eiserner Haken an einem Gerüst habe sich unbemerkt gelöst, und gerade als Kaiser das Brett betreten, sei es mit dem Unglücklichen niedergestürzt. Der Parlier sei tot auf dem Platz geblieben.

Erbleichend schauten sich die Jünglinge sekundenlang an. Dann wandten sich beider Blicke zur Erzählenden hin. Und während sich ihre Augen wiederum suchten,

sagten sie fast zugleich in feierlichem Ton: „Dann wird einer von uns Parlier werden!“

Und wieder schauten sie auf das schöne Weib, mit so seltsam ernsten Blicken, daß dieses errötend das Haupt senkte und still hinausging.

Noch eine Weile starrten sie auf die Türe, durch die Iduna verschwunden war. Dann wandten sie sich mit einem Seufzer wieder ihren Blättern zu, indessen die Gedanken an ganz andern Orten weilten. Sie taten vor einander, als seien sie tief in die Arbeit verstrickt, und hielten bis Mitternacht genau den Stundenplan inne. Gesprochen wurde aber kein Wort, und sie vermieden auch, einander anzublicken.

Schlag zwölf Uhr erhoben sie sich, löschten das Licht und begaben sich schweigend zu Bett.

Gegen Morgen gelang es endlich dem ruhigeren Matteo einzuschlafen. Michelangelo jedoch lag die ganze Nacht schlaflos. Beide aber hatten im Lauf der Nacht

ihre Entschlüsse gefaßt, und diese bewirkten es denn auch, daß sie am Morgen befangen und scheu aneinander vorbeiging. Sie wußten, daß sie in dieser Nacht sich gegenseitig Schuldner geworden waren, und kamen darum einander mit Handreichungen und Gefälligkeiten zuvor, wo sie konnten. Sie waren freundlich zu einander, ohne den Mut zu finden, sich offen in die Augen zu sehen. Sie hätten sich gerne etwas Herzliches gesagt und vermochten es nicht. Sie waren im Begriff, auseinander zu gehen, um hinfort getrennte Wege zu wandeln, und suchten sich nur den Abschied zu verüßen. Sie ahnten, daß ihre Schritte sich leichtlich zuwiderlaufen möchten, und baten sich zum voraus um Verzeihung darum, nichts desto minder still entschlossen, ihre Wege bis zur letzten Konsequenz zu verfolgen.

Unter dieser Stimmung schritten sie neben einander nach der Stätte ihrer gemeinsamen Arbeit.

(Fortsetzung folgt).

Heimat und Fremde.

Willst du das Heimweh kennen lernen,
Das Schweizerheimweh, Eidgenosß,
Dann braucht's nicht transatlant'sche Fernen,
Kein Wüstenschiff, kein Steppenroß,
Brauchst nicht beim Papst dich zu verdingen,
Zu Strassburg auf der Schanz' zu stehn;
Das Heimweh — tragen dich die Schwingen —
Das Heimweh legt dir fein're Schlingen,
Und diesen wirst du nicht entgehn!

Nach Norden zieh', zum märk'schen Sande,
Zur jüngsten Kaiserstadt der Welt,
Die sich in gleißendem Gewande
Für das Paris der Deutschen hält,
Die an sich reißt mit Lichtglanzfluten
Das Gute, Schlechte — wie sie's kriegt,
Wo in des Großstadt-Molochs Gluten
Viel tausend Opfer still verbluten,
Wo Dämon Gold feldherrlich siegt.

Großstadt: Komplex von kleinen Städten,
Du Babel-Spreeburg, denk' ich dein,
Stiehlt sich trotz deiner Schutzmannsketten
Ein brennend Weh ins Herz hinein.
Ist das ein Rennen, ein Ergattern!
Der Daseinskampf aufs Messer geht;
Dicht bei den Rosen züngeln Nattern,
Des Lasters Fahnen schamlos flattern,
Die Keinheit hoch im Preise steht.

Schaust du vom Kreuz-„Berg“ in die Weite,
Dann, Fremdling, wird dir schwer ums Herz,
Das Heimweh tritt an deine Seite,
Lenkt dein Erinnern heimatwärts.
Durchs Dampfgeschwehl' von tausend Essen,
Durch Großstadtqualm und Nebelrauch
Siehst du das Land, das du vergessen, —
Der Blick will Tränen dir erpressen,
Und du, du Schweizer, weinst sie auch!

Das ist die gnadenreiche Stunde,
In der die Heimat aufersteht;
Das Heimweh hängt an deinem Munde,
Wie Waldesrauschen dich's umweht.
Die Sehnsucht will den Fuß besflügeln,
Nichts hält dich mehr im fremden Land, —
Nichts kann dein innig Wünschen zügeln,
Zu flüchten nach den grünen Hügeln,
An denen deine Wiege stand.

Und wär' es nur die Luft, die reiner
Daheim die Stirne dir umspielt,
So wärst du der Erlösten einer,
Die einst nach fremdem Glück geschieht.
Laß nur das Heimweh dich umschlingen
Mit braunem Arm, es meint es gut!
Bald hörst du Heimatglocken klingen,
Bald hörst du Heimatlieder singen,
Die lang im Busen dir geruht!

Alfred Beetschen.

